

Bildungsgefälle

Chefsache

Auf ins neue Zeit(spiel)alter

Jetzt geht es wieder los mit der schönsten Nebensache der Welt. Das Gras ist grün, der Ball ist rund, und das Spiel dauert 90 Minuten. Auch wenn die Schweizer Super League europaweit wirklich nicht zu den Fussball-Hotspots gehört: Fans und Gelegenheitsmatchbesucher der hiesigen Klubs freuen sich auf die neue Saison. Durch die Zentralschweizer Brille betrachtet, ist Blau-Weiss das Mass aller Dinge. Der grösste Sportverein der Region gibt sich, so positioniert sich zumindest FC-Luzern-Trainer Thomas Häberli, noch defensiv in der Zielsetzung: Nichts mit dem Abstieg zu tun haben. Taktisches Understatement oder gesunder Realismus?

So oder so: Der FCL wird in der neuen Saison einen Tick mehr Zeit haben, um die nötigen Punkte ins Trockene zu bringen – einer Regeländerung sei Dank! Endlich scheint auf dem Rasen ein neues Zeitalter anzubrechen, der elenden Zeitschinderei wird ein Riegel geschoben: Bei Auswechslungen muss der Spieler das Feld neu an der nächstgelegenen Stelle verlassen. Die taktische, auf Zeitgewinn angelegte Auswechslung in der Schlussphase verliert so an Bedeutung. Schluss also mit den Schnecken-tempo-Märschen quer übers Feld zur Spielerbank. Gut so, das fördert Spielfluss und -attraktivität. Wenn es den Regelexperten der Liga auch noch gelingt, die Zeitschinderei der Spieler durch bemüht langes Herumliegen nach harmlosen Zusammenstössen zu ahnden, so wäre das für die Zuschauer definitiv ein grosser Gewinn.



Jérôme Martinu, Chefredaktor
jerome.martinu@luzernerzeitung.ch

Gesagt

«Ich möchte Einfluss auf den Schweizer Basketballsport haben. Sodass sich die Menschen nach dem Karrierenende an mich erinnern.»



Clint Capela, Schweizer NBA-Star der Houston Rockets.
Im Sport

Uni-Abgänger kehren ländli

Berg- und Randkantone müssen für ihre Studierenden happige Beiträge an die Hochschulkantone zahlen. Nach dem Studienabschluss kehrt der akademische Nachwuchs aber nicht annähernd vollzählig zurück. Was lässt sich tun gegen diesen Braindrain?

Kari Kälin

Sie hat in Altdorf die Matura absolviert, in Freiburg und Bern Medizin studiert – und ihren Heimatkanton verlassen. Seit einem Jahr arbeitet Julia Arnold als Assistenzärztin in der Frauenklinik Bülach im Kanton Zürich, ihre erste Station nach Studienabschluss war das Kantonsspital Graubünden in Chur. Auf dem Weg zur Fachärztin, sagt die 29-Jährige, müsse sie in unterschiedlich grossen Spitälern Erfahrung sammeln. Ergo lanciert sie ihre Karriere auswärts.

So wie Arnold verhalten sich die allermeisten Urner Universitätsabgänger. Fünf Jahre nach Studienabschluss leben 94 Prozent in einem anderen Kanton. Am zweitmeisten helle Köpfe verliert der Kanton Thurgau (87 Prozent), danach folgen Nidwalden und Appenzell AR mit je 81 Prozent (siehe Grafik). Nur fünf Kantone – Basel, Zürich, Waadt, Bern und Genf – weisen bei der Akademikermigration einen positiven Wanderungssaldo auf. Das geht aus aktuellen Zahlen der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) hervor. Sie hat Ende Juni eine Vereinbarung beschlossen, die neu regelt, wie viel Geld Universitätskantone für ausserkantonale Studenten erhalten.

Ein Hauptgrund für den «Gehirnverlust» ist die Wirtschaftsstruktur. In den Berg- und Randregionen fehlt es an genügend Arbeitsplätzen und Perspektiven, die dem Profil der Hochqualifizierten entsprechen. Dies zeigen diverse aktuelle Untersuchungen zum Thema. Die städtischen Kantone ziehen Hochqualifizierte an, weil sich in diesen geografischen Räumen attraktive Wirtschaftszweige wie Forschung und Entwicklung oder die Pharmaindustrie befinden. Das Label «Hochschulstandort» verstärkt die Sogwirkung. Weiche Faktoren wie das kulturelle Angebot können die Abwanderung aus der Provinz ebenso befeuern wie eine Partnerschaft: Ein Urner verliebt sich an der Universität Bern nicht zwingend in eine Urnerin.

Randregionen verlieren Innovationspotenzial

Ausser den Universitätskantonen Basel, Zürich, Bern, Genf und Waadt leiden alle Kantone unter Braindrain. Der Verlust an Talenten fällt finanziell ins Gewicht. Einerseits sind Hochqualifizierte potenziell gute Steuerzahler. Andererseits überweisen die Kantone je nach Studienrichtung den Universitätskantone jährlich pro Student ansehn-

liche Summen – 10 600 Franken für Geisteswissenschaftler, 25 700 Franken für Naturwissenschaftler und 51 400 Franken für Mediziner in der klinischen Ausbildung. Von der Investition ins Humankapital profitieren aber mehrheitlich die städtischen Gebiete. Thomas Egger, Direktor der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für die Berggebiete, hält die Abwanderung von Universitätsabgängern aus Berggebieten und Randregionen für ein «Riesenproblem». «Sie verlieren ihre am besten qualifizierten Leute und einen Teil des Innovationspotenzials», sagt der Walliser CVP-Nationalrat. Eine der einfachsten Massnahmen gegen diesen Trend sei die Schaffung von Praktikumsplätzen. «So lernen zum Beispiel Gymnasiasten das Angebot an attraktiven Arbeitsplätzen in ihrem eigenen Kanton kennen», sagt Egger. Ein anderes Rezept sind Plattformen, auf denen die Kantone über Topstellen informieren. Der Kanton Wallis betreibt etwa eine Stellenbörse für Hochqualifizierte und entsprechende Firmen.

Gute Vereinbarkeit von Beruf und Familie oder die Wohnlage

Daniel Müller-Jentsch befasst sich bei der Stiftung Avenir Suisse mit den Themen räumliche Entwicklung und Standortwettbewerb. Er rät kleinen Kantonen wie Uri, gemeinsam mit lokalen Firmen Strategien zu entwickeln, um Jobmöglichkeiten für Hochschulabgänger und ein attraktives Umfeld mit urbanen Qualitäten schaffen. «Eine gute Wohnlage oder die Vereinbarkeit von Beruf und Familie sind Faktoren, mit denen kleinere Zentrumsorte wie Altdorf qualifizierte Arbeitnehmer anziehen können», sagt Müller-Jentsch. Man müsse sich auch überlegen, wie man die tertiären Bildungsangebote in der Zentralschweiz weiterentwickelt, «wobei es dafür einer regionalen Strategie bedarf statt kantonalen Alleingänge».

Einen Schritt in diese Richtung hat Uri bereits unternommen. Zurzeit entsteht in Altdorf das interdisziplinäre Institut «Kulturen der Alpen» in Zusammenarbeit mit der Universität Luzern. Denkbar wäre, dass das Institut zum Beispiel eine historische Argumentation für angemessene Wasserzinsen liefert oder das historisch-kulturelle Erbe von Uri als wichtiger Durchgangsstation in Richtung Süden erforscht. Über das Netzwerk Urimed versucht der Kanton Uri sodann, seine Medizinstudenten später für eine Tätigkeit in Uri zu motivieren. An der Veranstaltung Sprungbrett-Event Zentralschweiz wer-

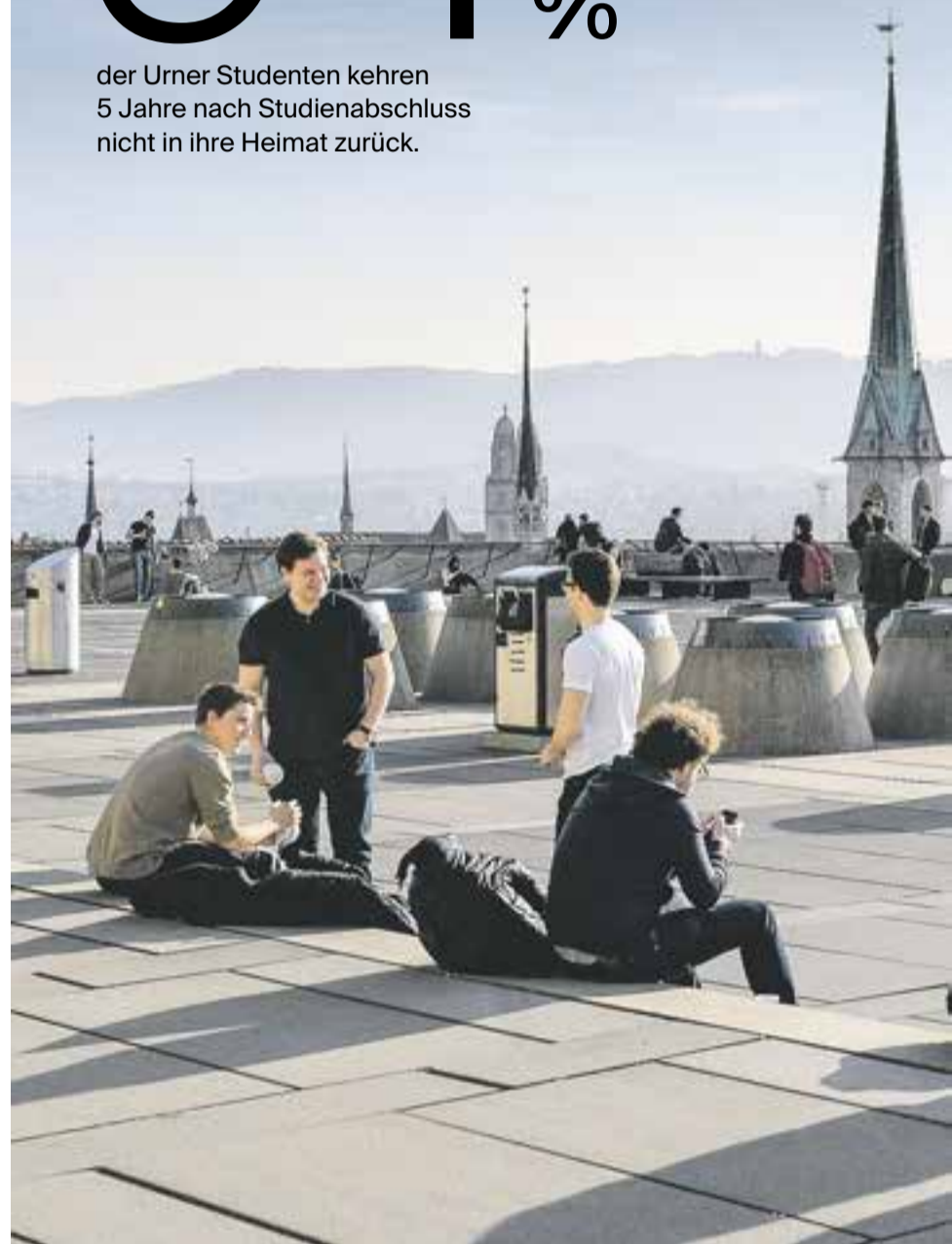
Wanderungssaldo (nach Kantonen in Prozent)

UR	TG	AR	NW	AI	GL	JU	OW	BL	GR
-94	-87	-81	-81	-79	-72	-69	-68	-59	-58



94%

der Urner Studenten kehren
5 Jahre nach Studienabschluss
nicht in ihre Heimat zurück.



Die ETH Zürich lockt die Studierenden nicht wegen der sonnigen Polyterrasse nach Zürich. M

«Uri sollte mit lokalen Firmen zusammen Strategien entwickeln.»



Daniel Müller-Jentsch
Avenir Suisse

den Studenten attraktive regionale Arbeitgeber vorgestellt. Doch Bildungsdirektor Beat Jörg ist sich bewusst, dass der kleine Kanton Uri mit 36 000 Einwohnern nicht das Potenzial hat, für alle Uniabsolventen passende berufliche Perspektiven anzubieten.

Das Gleiche gilt für den Kanton Nidwalden. 81 Prozent seiner Uniabsolventen leben fünf Jahre nach Studienabschluss anderswo. Nidwalden versucht, das Manko anderweitig wettzumachen. «Als Wohnkanton sind wir sehr attraktiv», sagt Bildungsdirektor Res Schmid. Die Politik und Wirtschaftsförderung versuche stetig, zusätzliche Arbeitsplätze im Hightechsegment zu generieren und aufzubauen. Trübsal wegen des Braindrain bläst Schmid nicht: «Wir sind stolz, wenn ta-

lichen Gebieten den Rücken



lanche Ursprungskantone wären aber froh, wenn nach dem Abschluss mehr wieder zurückkehrten

Bild: Walter Bieri/key (14. März 2017)

lentierte Nidwaldner in einem anderen Kanton Karriere machen.»

Am zweitmeisten Uniabgänger verliert Thurgau. Doch auch der Ostschweizer Kanton buhlt aktiv um seine Talente. Vor sechs Jahren hat er zusammen mit St. Gallen und den beiden Appenzell die Initiative «Pro Ost» lanciert. Jedes Jahr findet in St. Gallen eine Veranstaltung statt, an der sich hochqualifizierte Ostschweizer ein Bild machen können über Karrierechancen in ihrer Region. Durchgeführt werden die Anlässe von der Firma Together AG. Dass ein Bedürfnis nach einer solchen Dienstleistung besteht, realisierte Geschäftsführer Adrian Fischer schon während seines Studiums als Maschinenbauingenieur an der ETH Zürich. Der Thurgauer stellte fest, dass sich an

ETH-Veranstaltungen nie ein Thurgauer Unternehmen präsentierte. 2001 gründete Fischer mit einem Mitstudenten die Together AG und organisierte zunächst in Ostschweizer Kantonen «Sprungbrett»-Events, um talentierte Köpfe mit interessanten Unternehmen zusammenzuführen. Unterdessen nehmen 17 Kantone diese Dienstleistung in Anspruch.

Lehr- und Wanderjahre sind gut, aber zurückkommen noch besser

Beat Jörg beklagt sich nicht über die hohe Akademikerabwanderung aus Uri. «Für den Kanton ist es wertvoll, wenn die Uniabsolventen zunächst auswärts Erfahrungen sammeln», sagt der Regierungsrat. Für Uri wäre es aber wichtig, ergänzt er, «wenn ein grosser Teil der Uniabsolventen nach ihren

Lehr- und Wanderjahren wieder nach Uri zurückkehren, um dort ihr kreatives Potenzial zu entfalten». Jörgs Wunsch erhört hat Andrea Müller Reid. Sie wuchs in Bürglen und Altdorf, schloss im Jahr 2002 in Basel ihr Medizinstudium ab und wirkte zunächst während eines Jahres als Assistenzärztin Chirurgie im Kantonsspital Uri. Danach verdiente sie in vier Kantonen ihre Sporen als Frauenärztin ab. 2010 eröffnete sie in Schattdorf eine eigene Praxis, seit drei Jahren ist Müller Reid Chefärztin Gynäkologie und Geburtshilfe im Kantonsspital Uri. Müller Reid wohnt in Altdorf und schätzt die Lebensqualität. Nach ihren Wanderjahren sagt die 44-jährige Mutter einer bald 5 Jahre alten Tochter: «Ich würde nirgends anderswo leben wollen.

Schweizer Grossstädte wachsen wegen Jobs und Ausländern

Die grossen Schweizer Städte wachsen. Zwischen 2007 und 2017 haben die sechs Städte mit mehr als 100 000 Einwohner um 124 500 Personen zugelegt. Und dabei sind Agglomerationsstädte wie Schlieren in Zürich oder Köniz bei Bern noch nicht einmal eingerechnet. Zürich, Genf, Basel, Bern, Lausanne und Winterthur legten um durchschnittlich 12 Prozent zu. Im gleichen Zeitraum sind alle Städte der Schweiz im Schnitt nur um 0,7 Prozent gewachsen. Dabei ist es gar noch nicht so lange her, dass die Menschen aus den grossen Städten in die Provinz flohen. Basel und Zürich haben die Bewohnerzahl, die sie 1970 hatten, noch nicht wieder erreicht.

Wie kommt es, dass die grossen Städte zulegen? Nehmen wir Zürich, die grösste Stadt der Schweiz, als Anschauungsbeispiel. Aus den öffentlich zugänglichen Zahlen geht hervor, dass der Geburtenüberschuss nur einen kleinen Teil des Wachstums erklärt. Zuwanderung hat einen viel grösseren Effekt. Aus welchen Teilen der Schweiz und aus welchen Ländern Menschen an die Limmat ziehen, ist aus der offiziellen Statistik nicht ersichtlich. Die Nationalitäten der Zuzüger können aber einen Hinweis auf den Wegzugsort geben.

Schweizer verlassen Zürich immer noch

Die Zahlen zeigen, dass sich das Bevölkerungswachstum der Stadt Zürich aus zwei Faktoren zusammensetzt. Zum einen verlassen weniger Schweizer die Stadt. Noch in den 1960er- und 1970er-Jahren übertraf die Zahl der Auswanderer mit Schweizerpass die Schweizer Einwanderer um mehrere tausend Personen. Dieser Wanderungssaldo bewegte sich um die Jahrtausendwende immer noch im tiefen fünfstelligen Bereich. Seit dem Jahr 2014 verlassen aber nur noch wenige hundert Schweizer mehr die Stadt, als zuziehen.

Während die Schweizer bleiben, kommen die Ausländer konstant. Seit den 1970-Jahren kamen immer mehr Ausländer nach Zürich, als die Stadt verliessen. In den letzten zehn Jahren

lag der Wanderungsüberschuss zudem immer im mittleren fünfstelligen Bereich. Die Zusammensetzung der ausländischen Zuwanderer hat sich in den letzten Jahren verändert. Noch 2007 waren es klar die Deutschen, welche die Zuwanderungszahlen in die Höhe trieben. Es kamen 3375 Deutsche mehr, als gingen. Heute setzt sich die Zuwanderung aus vielen verschiedenen Nationen zusammen. So kamen 2018 netto mehr Italiener (546) als Deutsche (501), und die Eritreer (318) liegen an dritter Stelle.

Diese Zahlen zeigen, dass der grösste Teil des Wachstums der Stadt Zürich auf Ausländer zurückgeht. Weil dieser wachsende Teil der Bevölkerung nicht mitbestimmen kann, verlangte die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch diese Woche, dass Ausländer in kommunalen Fragen abstimmen dürfen.

Auch Asylbewerber mögen beim Bevölkerungswachstum eine Rolle spielen, der Grund für das Wachstum der Zentren liegt aber vor allem bei den Arbeitsplätzen. Das Basler Forschungsinstitut BAK Economics zeigte in einer Studie, dass seit dem Jahr 1995 Arbeitsplätze fast ausschliesslich in den grossen Städten und deren Agglomerationen entstanden sind. «Die Verlagerung der wirtschaftlichen Dynamik in die Städte ist ein Zeichen für die starke Urbanisierung der Schweiz», sagt Marc Bros de Puechredon, Vorsitzender der Geschäftsleitung von BAK Economics, zur «NZZ am Sonntag».

Allein die vier grossen Zentren Zürich, Basel, Genf-Lausanne sowie Bern erbringen laut Puechredon fast zwei Drittel der nationalen Wertschöpfung – obwohl sie nur zehn Prozent der Landesfläche ausmachen. Von den 150 grössten Firmen seien sogar drei Viertel in den vier Regionen konzentriert. Die Zuwanderung treibt die Mieten in die Höhe. So gehören die beiden grössten Städte Zürich und Genf zu den teuersten Pflastern. Die Hälfte der ausgeschriebenen Zweizimmerwohnungen in Zürich und Genf kosten laut dem Online-Vergleichsdienstes Comparis mehr als 1700 Franken pro Monat)

Pascal Ritter

Ständige Wohnbevölkerung in Städten grösser als 100 000

Stadt	31.12.2017	31.12.2007	+/-%
Basel	171 513	163 521	4,9
Bern	133 798	122 658	9,1
Genève	200 548	179 971	11,4
Lausanne	138 905	119 180	16,6
Winterthur	110 912	96 462	15
Zürich	409 241	358 540	14,1

Quelle: BFS/Städteverband